Blätter für Heimatkunde 52 (1978)

St. Ulrich und St. Leonhard in Stanz im Mürztal

Von Hubert Stolla

Unter dem Titel „St. Ulrich in der Steiermark"[1] berichtet der Reiner Stiftshistoriker Dr. P. Leopold Grill — und er bezieht sich dabei auf A. Weiss[2] —, daß die Befugnis zum Bau der Stanzer Ulrichsfilialkirche auf Verwenden Kaiser Friedrichs III. von Aeneas Sylvius Piccolomini, dem Vertrauten des Kaisers und späteren Papst, erteilt worden sei. Das gehe aus dessen Brief vom 21. Juli 1453 hervor. Es hätte sich dabei ursprünglich um die Erlaubnis zum Bau einer Leonhardskapelle gehandelt, welcher aber schon früher einmal vom Kardinal Nikolaus Cusanus[3] auf dessen Durchreise verboten worden sei. Aeneas S. Piccolomini hat in seinem Brief jedoch nichts von einer Genehmigung zum Bau der Stanzer Ulrichsfilialkirche erwähnt. Diese ist mit hoher Wahrscheinlichkeit — die Inschrift über dem hinteren kreisrunden Kirchenfenster ist nicht original — bereits im Jahre 1446 fertiggestellt worden. Sie hat also bereits sieben Jahre lang bestanden, als der Brief geschrieben wurde.

A. Weiss zitiert Stubenbergsche Pfarrvisitationsberichte vom Jahre 1639 über vorwiegend pfründen- und patronatsrechtliche Probleme an den beiden Stanzer Kirchen, der Pfarrkirche „St. Katharina" sowie der „St. Ulrich und St. Leonhardskirche". Es heißt dort unter anderem, daß Otto Graf von Stubenberg von einem päpstlichen Legaten, welcher sich damals bei Kaiser Friedrich in Wiener Neustadt aufgehalten habe, im Jahre 1446 die Erlaubnis zum Bau der unweit der Pfarrkirche gelegenen „Kirche zum hl. Ulrich und hl. Leonhard" erhalten hätte. Der Baugrund

[1] L. Grill, St. Ulrich in der Steiermark. In: Bl. f. Hk 47/1973, S. 38 ff. — Ders., St. Ulrich an der Südostgrenze des Reiches. In: Bischof Ulrich von Augsburg, 1973, S. 176 ff.

[2] A. Weiss, Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. Sein Leben und Einfluß auf die literarische Cultur Deutschlands. Graz 1897, S. 286 ff.

[3] 1401—1464. Benannt nach Kues an der Mosel (auch von Cusa, Cusanus). Kardinal und Bischof von Brixen, päpstlicher Legat in Deutschland.

sei von Andreas Moser gekauft worden. 1456 habe der Erzbischof von Salzburg die Meßlizenz erteilt.[4] Diese Berichte gehen aber kaum auf urkundliche Unterlagen zurück, sondern fußen wesentlich auf mündlichen Überlieferungen, welche die Geschehnisse um die *„capella sancti Leonardi"* des Piccolomini-Briefes von 1453 und die St.-Ulrichs-Kirche nicht präzise darstellen.

Der Vorauer Chorherr und Historiker Aquilinus Julius Caesar (1720—1792) zitiert in seinen „Annales Ducatus Styriae" unter Beifügung des Marginales „S. Leonardi in Murztall Controversia" den ersten Abschnitt jenes Briefes, den der Apostolische Legat und Bischof von Siena, Aeneas Sylvius Piccolomini, aus Graz *(„ex Graezio Stirie, quod bavaricum vocant")*, wo dieser damals mit Kaiser Friedrich III. weilte, an den Brixener Bischof und päpstlichen Kardinallegaten von Deutschland, Nikolaus Cusanus, geschrieben hat.[5] Der Brief scheint in vollem Wortlaut bereits in einem Mailänder Frühdruck des Jahres 1496 und in der sogenannten Baseler Ausgabe vom Jahre 1551 auf.[6] Der hier interessierende Absatz lautet ins Deutsche übersetzt:

„...Ich komme nun rasch zu einem anderen Thema: Der hochzuverehrende Vater Erzbischof von Salzburg, bestätigte vor kurzem die Stiftung einer ‚capella' im Mürztal (‚in valle murze') an einer nicht weit von St. Lorenzen entfernten Stelle, wo durch die Anrufung des göttlichen Namens und durch die Verdienste des hl. Leonhard sehr viele Wunder geschehen sein sollen. Ich habe diese Stiftung als solche kraft meines Amtes bestätigt und weil ich glaubte, daß sie mehr und mehr zur Steigerung der Frömmigkeit der Bevölkerung dienen würde. In der Folge habe ich aber erfahren, daß Euer Hochwürden, als Sie diese Gegend durchreisten, verboten haben, daß die Kapelle weitergebaut und daß dort Gottesdienste gefeiert werden. Daher kamen die Bauern und Dorfbewohner zu mir und baten um Abhilfe. Ich sagte, es zieme mir weder, noch könne ich gegen den Beschluß eines so mächtigen Vaters etwas tun, und ich habe sie ohne Bescheid von mir weggeschickt. Sie selbst aber wurden nach einigen Tagen durch die Herren von Stubenberg[7] vor den Kaiser geleitet und beklagten sich bitter, daß das bei ihnen begonnene göttliche und heilig fromme Werk behindert würde. Sie sagten, daß darüber in der Bevölkerung ein großes, der Frömmigkeit abträgliches Murren herrsche. Es ließ mich also der Kaiser zu sich rufen und bat, daß ich den Gelübden der Adeligen und der Bevölkerung willfahre, den Kapellenbau dulde und auch, daß dort Gottesdienste gefeiert werden dürfen, wobei er hinzufügte, daß er selbst eine große Verehrung für den hl. Leonhard hege. Da ich es aber nicht für meinen Auftrag hielt, die Verfügungen Eurer hochwürdigen Väterlichkeit zunichte zu machen, bat er, wenigstens zu gestatten, daß dort für drei Monate Gottesdienste gefeiert werden

[4] Wie Anm. 2, S. 288—291.

[5] Albert Jaeger, Regesten und urkundliche Daten über das Verhältnis des Cardinals Nicolaus von Cusa, als Bischof von Brixen, zum Herzoge Sigmund von Österreich und zu dem Lande Tirol von 1450 bis 1464. In: AÖG 4/1850, S. 303, n. 57. — Ders., Über die den Cardinal und Bischof von Brixen, Nicolaus von Cusa, betreffenden Geschichtsquellen in den Tiroler Archiven.

[6] Epistolae et varii tractatus Pii II. Pont. Max. dum esset in minoribus. Mailand 1496, Epist. 155.— Aeneae Sylvii Piccolominei Senensis, qui post adeptum Pontificatum Pius eius nominis secundus appelatus est, opera, Basel 1551, S. 702—708.

[7] Den grundherrschaftlichen Aufzeichnungen ist zu entnehmen, daß den Herren von Stubenberg noch um die Zeit vor der Bauernbefreiung etwa 60 Höfe in Stanz untertan waren. Die Herren von Stubenberg übten einst auch als Vogtherren das Patronatsrecht über ihre Eigenkirche St. Ulrich aus. Vgl.: Jurisdiktion über die St. Ulrichskirche, Bericht vom 14. Oktober 1642 im Stmk. LA, St. Lorenzen i. M., Sch. 2/H. 8.

dürfen, damit inzwischen Euer Würden befragt werden könne, und ich handelte so. Ich weiß nicht, ob jene Bauern inzwischen zu Euch geschickt haben. Wie immer es auch sei, bitte ich, Ihr wollet mir schreiben, welcher Beweggrund Euch zu diesem Interdikt bewogen hat, daß ich mich demgemäß auch entschuldigen kann, weil ich es nicht wagte und auch nicht wollte, durch irgendwelche Vereinbarungen Euren Absichten entgegenzutreten. Jedenfalls wurde mir in diesem Tale erklärt und bestätigt, dort gäbe es nichts Böses,[8] es geschehe alles zum Lobe Gottes, und die Frömmigkeit des Volkes sei gut und recht, aber der Pfarrer von St. Lorenzen, ein Kanonikus Eurer Kirche,[9] sei persönlich aus privatrechtlichen Gründen[10] dagegen. Wie dem auch sei, es ist nicht meine Angelegenheit, über Eure Handlungen zu urteilen, die ich befolgen muß und nicht behindern darf, und aus keinem anderen Grund erbitte ich Gewißheit, als daß ich mich bei dem Kaiser und den anderen Bittstellern wirksamer entschuldigen kann. etc."[11]

Aus diesem Text ergibt sich eindeutig, daß Aeneas Sylvius Piccolomini über Wunsch des Kaisers beim Kardinal nur zur Erzielung der Aufhebung eines von diesem über den begonnenen Leonhardikapellenbau verhängten Interdiktes brieflich intervenierte. Dabei ist vom hl. Ulrich oder auch nur von einer Kirche mit keinem Wort die Rede. Über eine Antwort des Kardinals ist nichts bekannt. Es scheint aber, daß es beim Interdikt geblieben ist. Die Kapelle, die ich im folgenden als die heutige Urlkapelle, etwa 230 Meter oberhalb der Ulrichskirche, nachzuweisen versuche, wurde nicht zerstört, ist aber auch nie in die kirchliche Liturgie der Pfarre Stanz einbezogen worden. Der Brief Piccolominis gibt entgegen der Meinung Leopold Grills jedenfalls keinen Anhaltspunkt für die Datierung der Baugenehmigung der Stanzer Ulrichsfilialkirche, die wahrscheinlich weit älteren Ursprungs ist, als bisher allgemein angenommen wurde.

In dem St. Ulrich geweihten Hauptaltar sind laut Einweihungsurkunde des Seckauer Bischofs Jakob I., Eberlein von Rottenbach (1615—1633), vom 3. April 1617 unter anderem auch Reliquien der der Legende nach von den Hunnen in Köln im Jahre 452 getöteten „11.000 Jungfrauen" eingeschlossen. In dieser Urkunde wird der hl. Leonhard aber nicht erwähnt.[12] Im 16. Jahrhundert hatte auch in Stanz das Luthertum überhand genommen. Die Stubenberger zählten zu den führenden Köpfen des protestantischen Adels. Die späte Weihe der Stanzer Ulrichsfilialkirche im Jahre 1617 kann nur als Routinemaßnahme im Zuge der vielen Neueinweihungen während der Gegenreformation angesehen werden und ist keineswegs — wie A. Weiss vermutet — darauf zurückzuführen, daß die Kirche, in der ja laut Konzession des Salzburger Erzbischofs vom Jahre 1456 Messen gefeiert werden durften und für

[8] Das soll wohl die Versicherung bedeuten, daß dort keine heidnisch anmutenden Bräuche gepflogen würden.

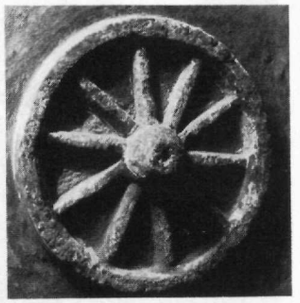
[9] In St. Lorenzen i. M. war von 1452 bis 1463 nicht nur bestallter, sondern auch amtierender Pfarrer der Augsburger Domherr Christian von Freiberg, der überdies von 1427 bis zu seinem Tode im Jahre 1475 auch Kanonikus der Brixner Bischofskirche war. Damit wird auch erklärlich, warum der Kardinal auf seiner Durchreise in St. Lorenzen Aufenthalt nahm und ihm der Pfarrer wegen des Kapellenbauverbotes erfolgreich im Ohr liegen konnte.

[10] A. J. Caesar, Staats- und Kirchengeschichte des Herzogthums Steyermark, Bd. 6, S. 311: „Aeneas Sylvius Piccolomini nennet selbe nicht; aber es ist leicht zu vermuthen, daß die zu St. Leonhard eingegangenen Opferkreuzer den Herrn Pfarrer, wie noch heut zu Tage, zur Bestürmung des Wahlfahrtsortes werden verleitet haben."

[11] Wie Anm. 6. — A. J. Caesar, Annales Ducatus Styriae, Bd. 10, S. 470 f. — Weiss, Piccolomini, S. 286 f. — Vgl. auch Caesar, Staats- und Kirchengeschichte, Bd. 6, S. 309 ff.

[12] Weiss, Piccolomini, S. 291, mit Text dieser Urkunde.

die 1463 eine „ewige Wochenmesse" gestiftet wurde, seit ihrer Erbauung ungeweiht geblieben wäre. Zu anderen Überlegungen bezüglich einer Weihe nach einem großen Umbau oder einer Feuersbrunst bieten sich keine Anhaltspunkte.[13] In der Rückseite des Altares ist ein bisher noch nicht registriertes Radrelief, also ein uraltes Sonnensymbol,[14] eingemauert. Allein dieses läßt eine frühere Entstehungszeit der Kirche vermuten. Was bedeutet ein Wagenradrelief an einem christlichen Altar? Theologisch oder auch nur liturgisch läßt sich diese Frage nicht beantworten.



Radrelief, Altarrückwand der Ulrichskirche
Foto: Kucher, Bruck

Heidnisch akzentuierte Bräuche lassen sich keinesfalls immer kontinuierlich bis in vorchristliche Zeiten zurückverfolgen. Zufolge einer in religiös-kultischen Dingen konservativen Einstellung der Bevölkerung sind auch nach der Christianisierung, die sich ja jahrhundertelang hinzog, immer wieder Wallfahrtsstätten mit analogen abergläubischen Gepflogenheiten neu entstanden. Traditionellerweise wurden auch von den Steinmetzen noch lange — aber kaum noch im 15. Jahrhundert — heidnische Symbole, zu welchen das Rad als Sonnensymbol gehört, gemeißelt und von den Baumeistern in Kirchen eingemauert,[15] letztlich wohl mehr oder weniger in Unkenntnis des ursprünglichen Sinnes solcher Zeichen. Der Radstein des Ulrichsaltares wurde vielleicht einem älteren Bauwerk, wahrscheinlich einer kleineren, vielleicht schon baufällig gewesenen Kirche, entnommen. Wohl weil sein Symbol nicht christlich deutbar war, oder gar weil er den Maßgebenden als heidnisches Relikt anrüchig gewesen ist, wurde er dann auf die Altarrückseite verbannt und so ungewollt als Erinnerung an einen einstigen Sonnenkult in die Gegenwart herübergerettet, gleich wie der „Römerstein" mit der norischen Priesterin, dem Sonnenspiegel und dem Zunderkörbchen, der bis vor mehreren Jahren in der Kindberger Georgikirche eingemauert war.[16]

Die auffallende Unregelmäßigkeit sowohl des Grundrisses wie auch der Westgiebelfassade der Ulrichskirche ist ein deutliches Argument dafür, daß das Bauwerk im 15. Jahrhundert unter teilweiser Verwendung von Fundamenten und Mauern einer dort vorgefundenen Ruine bzw. einer älteren, wenngleich kleineren Kirche

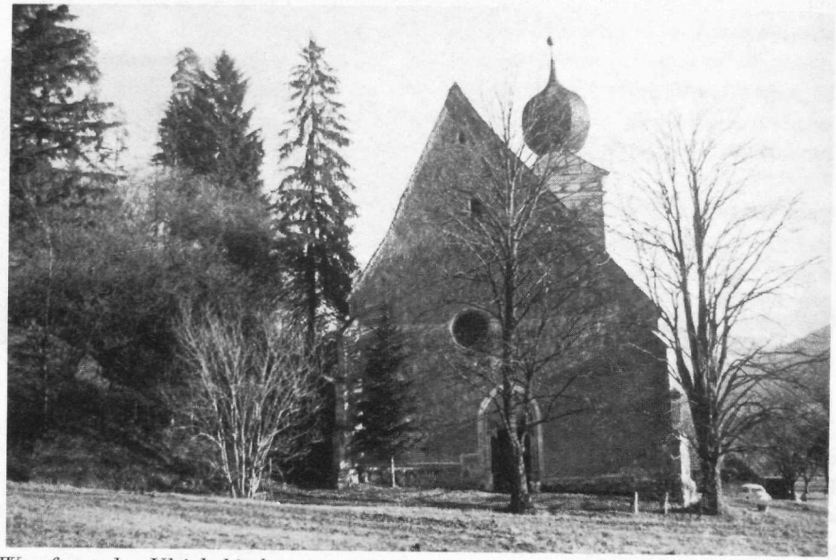
[13] Weiss, Piccolomini, S. 291.

[14] Auf die umfangreiche Literatur kann hier nicht eingegangen werden. Ich verweise nur auf V. v. Geramb, Sitte und Brauch in Österreich, Graz 1948, S. 110, und E. Burgstaller, Felsbilder in Österreich, Institut für Landeskunde in Oberösterreich 1972, S. 19—79.

[15] Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie, Bd. 3, S. 67 u. a. über die in Kirchenwänden eingemauerten Thorhämmer.

[16] W. Modrijan und E. Weber, Die Römersteinsammlung im Eggenberger Schloßpark, I. Teil, Verwaltungsbezirk Flavia Solva. In: Schild von Steier 12/1964/65, S. 91.

entstanden sein muß, auf deren wenigstens teilweisen Fortbestand man nicht verzichten wollte. Bei der seinerzeitigen großen Auswahl an bautechnisch geeigneten Kirchenbauplätzen wäre es sonst wohl niemandem eingefallen, unmittelbar zu Füßen eines nie ganz stabilen Steilhanges eine Kirche zu errichten, deren nördliches Seitenschiff laut Dehio „wegen des Steilgeländes nicht gebaut, sondern nur angedeutet werden konnte".



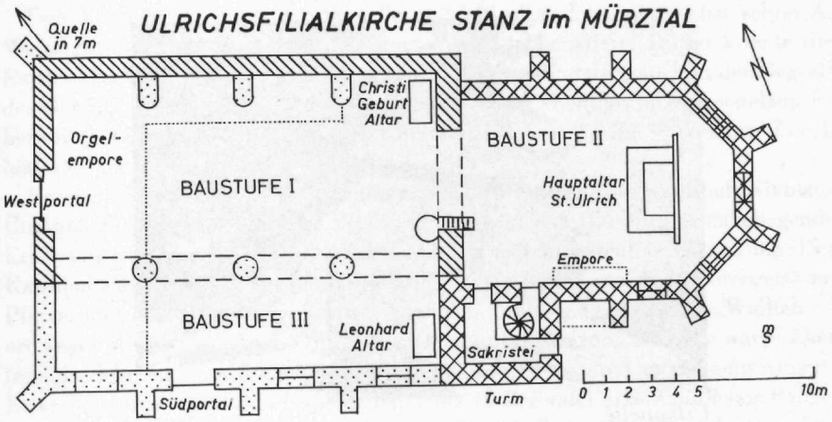
Westfront der Ulrichskirche *Foto: Kucher, Bruck*

Aufgrund der örtlichen Verhältnisse wäre es im Jahre 1446 ein leichtes und auch sehr naheliegend gewesen, den Bauplatz mehrere oder auch viele Meter weiter südlich auszupflocken, also vom Steilhang wegzurücken und dadurch genug Platz für das nördliche Seitenschiff zu gewinnen, wenn nicht schon ein altes, platzweisendes Bauwerk bestanden hätte. Die Pfeiler wurden unkonventionell an der Innenseite der nördlichen Kirchenmauer, nicht etwa, um ein Seitenschiff anzudeuten, sondern aus bautechnischen Gründen aufgemauert. Sie müssen vor allem den Gewölbedruck abfangen, aber auch die ganze Nordwand gegen den ständig drohenden Schub des lockeren Steilhanges abstützen. Das Bauwerk steckt nordseitig metertief in der Erde und ist deshalb auch weit hinauf von der aufsteigenden Erdfeuchtigkeit in arge Mitleidenschaft gezogen.

Ein weiterer Beweis dafür, daß die gotische Ulrichsfilialkirche im Jahre 1446 nicht zur Gänze neu erbaut wurde, ergibt sich einerseits aus der ins Auge fallenden Versetzung des Westportals von der ursprünglichen Westgiebelfrontmitte, anderseits aus der Position des seither nicht mehr senkrecht über dem Tor befindlichen Rundfensters. Kaum wurde von vornherein ein so unregelmäßiger Kirchenbau geplant. Am Verputzstoß zwischen dem südlichen Seitenschiff und dem Turm ist überdies deutlich erkennbar, daß dieser samt dem Presbyterium schon bestand und verputzt war, als man das Seitenschiff errichtete. Es können daher drei Bauperioden gut unterschieden werden:[17]

[17] Im Dehio wird der Chor als der ältere, das Schiff als der jüngere Bauteil bezeichnet.

Ursprünglich handelte es sich um einen rechteckigen Baukörper mit den Ausmaßen von ca. 8 x 17 Meter. Dann hat man die offenbar als zu klein empfundene Kirche nach Ostsüdosten um das gotische Presbyterium und um den Turm vergrößert. Dieser Ausbau wird, der Inschrift über dem kreisrunden Fenster der westlichen Giebelmauer nach zu schließen, im Jahre 1446 erfolgt sein. Wahrscheinlich vom einstigen Hauptaltar stammt die Predella — ein Ölgemälde, Christus und die Apostel darstellend — an der Brüstung der Empore.



Zu allen Zeiten hat die St.-Katharina-Pfarrkirche in Stanz genug Raum für die Gottesdienste und die Pfarrseelsorge geboten. Für die Erfüllung solcher Aufgaben bedurfte es einst wie heute nicht einmal einer kleinen Filialkirche, geschweige denn der Vergrößerung einer solchen. Der durch das Interdikt von der Leonhardikapelle in die Ulrichskirche abgedrängte liturgische Teil des bäuerlichen Leonhardkultes nötigte aber zu einer weiteren Vergrößerung der Ulrichskirche durch das südliche Seitenschiff mit seinem Leonhardialtar, um einem größeren Teil des seinerzeitigen Wallfahrerzustromes Platz zu bieten. Der ebenfalls unter dem kreisrunden Fenster in der Kirche angeführten Jahreszahl „1521" kann man die Zeit dieses spätgotischen Zu- und Ausbaues mit großer Wahrscheinlichkeit entnehmen. Aus den *„Khierchen- und Zechpröbst-Raittungen der Sandt Vlrichs-Khierchen in der Stantz"* aus dem 17. Jahrhundert ergibt sich, daß *„am St. Lienhordstag an Vieh- und Woxopfer auß den steckhen vnd in die Taffel sehr viel, ja fast ebensoviel eingenomben worden"* ist, wie am St.-Ulrichs-Tag. Die letzte Vergrößerung und die Kultgepflogenheiten erklären, warum die Ulrichsfilialkirche dann über zwei Jahrhunderte lang „St. Ulrichs- und St. Leonhardskirche" genannt wurde.[18]

Bis zum Jahre 1909 befand sich einige Meter nordwestlich der Ulrichskirche eine im Franziszeischen Kataster eingezeichnete Ulrichsbrunnkapelle direkt über einer heute noch sprudelnden Quelle,[19] die auch bei langer Trockenheit nie ganz versiegt. Dort holten die Angehörigen für ihre Kranken heilkräftiges Wasser und tranken es auch selbst, um gesund zu bleiben. Die Wiedererrichtung der eingestürzten Kapelle

[18] Wie Anm. 2.

[19] Zu den vielen Ulrichsbrunnen vgl. P. Dörfler, St. Ulrich, der große Bischof und Reichsfürst, Augsburg 1955, S. 229 f. — Grill, St. Ulrich in der Steiermark, S. 45f.

STEIERM. LANDES-ARCHIV GRAZ

unterblieb trotz vieler Bemühungen, so daß der Brauch jetzt schon fast vergessen ist.[20]

Etwa 230 Meter nordöstlich der Ulrichskirche befindet sich auf einem steilen Riegel mitten im Wald die nie geweihte und nie mit einer Meßlizenz ausgestattet gewesene Kapelle zum kleinen hl. Ulrich,[21] die im Volksmund auch Urlkapelle genannt wird. Bis vor etwa zwanzig Jahren wurde sie nach jedem Hochamt in der Ulrichskirche — aber stets ohne Pfarrer — von den Bauern besonders am Leonhardisonntag noch gerne aufgesucht. Sie wird weder im Dehio noch im

Urlkapelle

Handbuch der Diözese erwähnt. Dort werden heute noch kleine eiserne Votivfiguren, insbesondere Rinder und Schweine darstellend, aufbewahrt, die an einigen Bauernfeiertagen für die Gesundheit und Fruchtbarkeit des Viehs seit Jahrhunderten immer wieder geopfert wurden. Dieser in seinen Wurzeln typisch heidnische Brauch[22] ist aber nie mit Ulrichskirchen verbunden gewesen, sondern hauptsächlich nur mit Kirchen, die dem Bauern- und Viehheiligen Leonhard geweiht sind oder zumindest einen Leonhardialtar aufweisen, wie z. B. in Wartberg i. M. oder in der Breitenau. Bei der Urlkapelle fand also das mit dem bäuerlichen Leonhardikult verbundene Brauchtum statt.[23] Dieses ist vom kirchlichen Kult beim Leonhardialtar in der Ulrichsfilialkirche nie ganz aufgesogen worden.

Auch die Bezeichnung „Kapelle" in dem erwähnten Brief des Ae. S. Piccolomini — wenngleich in erster Linie ein Rechtsterminus — läßt einen Zusammenhang mit der Ulrichskirche, die immerhin 30 Meter Länge aufweist, eher verneinen.

Der Schluß liegt nahe, daß die umstrittene Stanzer Leonhardikapelle identisch ist mit der heutigen Urlkapelle, dem bescheidenen Relikt des begonnenen und ganz im Walde verborgenen Baues, zu dem auch heute noch kein Fahrweg führt. Hier liegt

[20] Mündliche Mitteilung von Jakob Kalcher (gest. 1976) und Maria Lackner, vulgo Riemesberger (gest. 1977).

[21] Baufläche Nr. 104 der EZ 2, KG Stanz.

[22] Vgl. Grimm, Mythologie, Bd. 3, S. 36 u. 44. — V. v. Geramb, Volkskunde in der Steiermark, Kap. VI Volksglaube, 4. Opfer. — Vgl. auch H. Pusarnig, Die Verehrung des hl. Leonhard in Österreich, Phil. Diss. Graz 1951, mit umfangreichen Literaturangaben, vor allem über die Arbeiten von Rudolf Kriß. — Über Eisenopfer handelte zuletzt S. Walter, Eisenopfer aus der Steiermark, in: 150 Jahre Joanneum 1961, S. 377 ff.

[23] Wie Anm. 20. — G. Gugitz, Österreichische Gnadenstätten, 4. Bd., S. 260.

offenbar der Schlüssel zum richtigen Verständnis des mit 21. Juli 1453 datierten Briefes von Ae. S. Piccolomini.

Aquilinus J. Caesar schreibt: „Die Kapelle muß doch untergegangen sein, denn ich finde sie nicht mehr."[24] Ob er selbst sie aufsuchen wollte oder das „Finden" in einem Nachschlagwerk gemeint ist, kann nicht entschieden werden. Die Kapelle hat um das Jahr 1780 vielleicht schon „Urlkapelle" geheißen. Auch A. Weiss konnte die Kapelle nicht ausfindig machen und gelangte zur Annahme, die fragliche Leonhardikapelle sei mit der Stanzer Ulrichsfilialkirche identisch.[25]

Den Versuch, die Leonhardikapelle in Südtirol zu lokalisieren, hat schon A. Weiss zurückgewiesen, der auch Albert von Muchar zitiert: Dieser konnte die Existenz einer Stanzer Leonhardskirche, die er unter anderem auch in der Gegend des Gehöftes Leonhardsberger am Sonnberg suchte, ebenfalls nicht feststellen. Er bezweifelt deshalb die Echtheit des Briefes vom 21. Juli 1453.[26] Welchen Zweck hätte aber eine solche Fälschung haben sollen?

Es wird heute nicht mehr möglich sein, die Beweggründe des Kardinals Nikolaus Cusanus für das Interdikt in Erfahrung zu bringen. Die einzige naheliegende Erklärung ist die erwähnte und schon von A. J. Caesar angedeutete Vermutung: Der Kardinal wurde anläßlich seiner Durchreise durch das Mürztal in St. Lorenzen vom Pfarrer und Brixener Kanonikus Christian von Freiberg, dem der neue Wallfahrtsort wegen der befürchteten Opfergroscheneinbuße ein Dorn im Auge war,[27] über irgendwelche an jener Stelle gepflogene, heidnisch deutbare Umtriebe informiert. Er verbot kurzerhand den Kapellenbau trotz vorliegender erzbischöflicher Baugenehmigung. Damit konnte aber der Leonhardikult in Stanz nicht abgewürgt werden. Man hat sich allem Anscheine nach mit dem vom Interdikt betroffenen Bauwerk begnügt und die heilige Stätte dem nicht liturgischen Teil des bäuerlichen Leonhardikultes gewidmet. Es bleibt vorläufig unerklärbar, wann und wie die Kapelle zu ihrem heutigen Ulrichsnamen kam.[28] Einen jedenfalls aufzugreifenden Anhaltspunkt für den Ursprung der Kapelle bietet die unter der Bevölkerung noch immer kursierende Legende: An der Stelle, wo die Wunder geschahen, wurde einst die kleine Ulrichsbüste (der kleine hl. Ulrich, der Url) an einem Baum gefunden und von dort in die Ulrichskirche getragen, von wo sie aber auf wunderbare Weise des Nachts immer wieder auf ihren alten Stammplatz zurückkehrte, sooft man sie in der Folge auch wiederum in die Kirche brachte. Dies wiederholte sich neunmal, bis endlich die Kapelle errichtet wurde, in der dann dieses winzige und äußerst primitiv gestaltete Gnadenbild seinen Stammplatz auf dem Altare bei den vielen eisernen Votivtieren erhielt.[29]

Viele solche im Kern stereotypen Legenden — so auch eine bezüglich des Muttergottesbildes von Maria Rehkogel am Frauenberg — berichten, daß die zu den Kirchen gebrachten Gnadenbilder immer wieder an ihre alten Standplätze zurückkehrten. Man brachte heidnische Idole — „Abgötter", die man sich oft sogar als

[24] Caesar, Staats- und Kirchengeschichte, Bd. 6, S. 310.

[25] Weiss, Piccolomini, S. 288 f.

[26] Weiss, Piccolomini, S. 288. — F. A. Sinnacher, Beyträge zur Geschichte der Bischöflichen Kirche Saeben und Brixen in Tyrol, Brixen 1828, Bd. 4, S. 378 ff.

[27] Vgl. Anm. 10.

[28] Bei der Anlage des Grundbuches im Jahre 1882 wurde die Baufläche Nr. 104 der KG Stanz bereits als „Ulrichskapelle" bezeichnet.

[29] Wie Anm. 20.

wirklich existent vorstellte — zu den christlich geweihten Stätten, um sie dort sicherzustellen, einzumauern und „ohnmächtig" zu machen. Infolge der naturorientierten Gläubigkeit der Bevölkerung waren deren Vorstellungen von den Göttern an bestimmte Orte und jahreszeitliche Lostage gebunden. Darum wanderten die alten Götter und Sinnbilder nach der Volksmeinung oft aus den christlich geweihten Bezirken auf ihre ursprünglichen, heidnischen Kulten dienenden Standplätze zurück.[30] In den Legenden aber wurden die Idole gerne in Gnadenbilder umgedeutet.

Bemerkenswert ist auch, daß neben der Statuette heute noch eine Statue des hl. Leonhard aufgestellt ist,[31] der ja ursprünglich schon bei der erzbischöflich genehmigten Stiftung als Patron der Kapelle vorgesehen war, also irgendeinmal vom hl. Ulrich verdrängt worden sein muß. Das eiserne Vieh, das Interdikt des Kardinals und die dadurch ausgelöste Aufregung unter den Bauern legen diese Vermutung nahe. Dafür, daß die Urlkapelle die vom Interdikt betroffene Leonhardikapelle ist, spricht einiges, dagegen im wesentlichen nur ihr heutiger Name.

Die Leonhardikapelle in der Stanz hat eine Zahl bedeutender historischer Persönlichkeiten beschäftigt: Vom Kaiser angefangen, über den Salzburger Erzbischof, den Kardinal Nikolaus Cusanus bis zum späteren Papst Pius II.; Grund genug, zu ihrer Lokalisierung einen Beitrag zu leisten.

[30] K. Simrock, Handbuch der Deutschen Mythologie, S. 494.
[31] G. Gugitz, Österreichische Gnadenstätten, Bd. 4, S. 260.